

RON McLARTY  
Die unglaubliche Reise  
des Smithy Ide

## *Buch*

Smithson Ide ist ein liebenswerter, freundlicher Mensch, aber im Leben hat er es nicht weit gebracht. Tagsüber überwacht er die Produktion in einer Spielwarenfabrik, abends sitzt er einsam vor dem Fernseher, wo er zu viel Bier trinkt, zu viele ungesunde Sachen in sich hineinstopft und viel zu viel raucht. Weil er nicht gern redet und sehr schüchtern ist, hat er keine Freunde, erst recht keine Freundin. Außerdem ist er als übergewichtiger 43-jähriger Kettenraucher nicht gerade der Typ Mann, nach dem sich die Frauen umdrehen.

Es gibt nicht mehr viel, woran sein Herz hängt, aber selbst das verliert er auf einen Schlag: Seine Eltern verunglücken tödlich mit dem Auto, und fast gleichzeitig stirbt seine Schwester Bethany in Los Angeles. In einer Kurzschlussreaktion setzt sich Smithy auf sein klappriges Fahrrad und fährt einfach los. Er ahnt es selbst noch nicht, aber er hat sich auf die Reise seines Lebens aufgemacht: eine Fahrt quer durch Amerika, von seiner Heimat Rhode Island bis nach Los Angeles.

Unterwegs trifft er auf die verschiedensten Menschen: einen Pfarrer, der ihm seine Sünden beichtet. Eine 89-jährige verwirrte Künstlerin. Einen an AIDS erkrankten Mann, dem er bis zu seinem Tod beisteht. Einem jungen Mädchen, das ihm eindeutige Avancen macht.

Nach vielen Wochen kommt Smithy endlich in Los Angeles an. Unterwegs hat er die Menschen von ihren besten und schlechtesten Seiten kennen gelernt, ist seine Süchte losgeworden und hat sich ganz nebenbei in den Mann verwandelt, der er immer sein wollte.

## *Autor*

Bevor Ron McLarty mit »Die wundersame Reise des Smithy Ide« international bekannt wurde, war er schon als Schauspieler erfolgreich. Seinen Durchbruch als Schriftsteller verdankt er einer hymnischen Rezension von Stephen King, der sein Talent als einer der Ersten entdeckte. Mehr Informationen zum Autor unter: [www.ronmclarty.com](http://www.ronmclarty.com).

Ron McLarty

---

Die  
unglaubliche Reise  
des Smithy Ide

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Rainer Schmidt

**GOLDMANN**

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel  
»The Memory of Running« bei Viking Penguin,  
a division of Penguin Group (USA) Inc., New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher  
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier

1. Auflage  
Taschenbuchausgabe Februar 2008  
Copyright © der Originalausgabe 2004  
by Zaluma, Inc.  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
This edition published by arrangement with Viking Penguin,  
a member of Penguin Group (USA) Inc.  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagillustration: Design Team München  
NG · Herstellung: Str.  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-46558-3  
  
www.goldmann-verlag.de

In liebevollem Andenken an  
Diane Tesitor McLarty,  
Ehefrau, Mutter, Freundin, Künstlerin,  
die die Bücher des Zacharias,  
Lukas und Matthäus schrieb.  
Meisterwerke allesamt.



Der Ford-Kombi meiner Eltern prallte im August 1990 bei Biddeford, Maine, gegen die Betonleitplanke auf dem Mittelstreifen der U.S. 95. Seit vielleicht dreißig Jahren benutzten sie dieses Stück Highway auf der Fahrt zum Long Lake. Ein Mann, der früher mit Pop Baseball gespielt hatte, besaß ein paar Hütten an diesem See. Er hatte sie nach seinen Kindern genannt. Jenny. Al. Tyler. Craig. Bugs. Alice und Sam. Wir nahmen immer Alice für zwei Wochen im August, weil man von ihr aus, den besten Zugang zum Wasser hatte, mit einem flachen, sandigen Strand. Mom und Pop konnten uns so im Auge behalten, während sie in den großen Sonnenstühlen saßen.

Wir fuhren auch noch hin, als Bethany nicht mehr da und ich ein Mann mit einem Job geworden war. Ich fuhr da rauf und war Sohn, und dann fuhren wir alle wieder nach Hause und waren normale Leute.

Im Long Lake gibt es Flussbarsche und Hechte und wirklich schöne Gelbbarsche. Manchen Leuten kann man den Gelben Flussbarsch einfach nicht schmackhaft machen, denn er hat eine dicke, harte Lippe und fühlt sich rau an, aber er ist ein hübscher Fisch – ich finde, der hübscheste –, und er schmeckt wie Red Snapper. Überall am See gibt es flache Buchten mit riesigen Schildkröten, und am sumpfigen Ende, wo hohes Schilf und Gras wächst, leben außergewöhnliche Vogelkolonien. Es gibt zwei See-Taucherpaare, und hinter einem davon paddelt anscheinend immer ein Küken her; Enten sind auch da, Kanadagänse und ein einzelner Reiher, der auf einem Bein steht und die Leute sehr nah an sich heranlässt, damit sie ihn fotografieren können. Das Wasser ist wunderbar zum Schwimmen, vor allem morgens, wenn der

See noch spiegelglatt ist. Früher habe ich mich immer ganz ausgezogen und bin reingesprungen, aber das mache ich nicht mehr.

1990 wog ich 279 Pfund. Mein Pop sagte immer: »Was macht das Gewicht, Junge?« Und ich sagte: »Hält sich, Pop.« Ich hatte einen Taillenumfang von sechsundvierzig Zoll, aber ich war ein bisschen eitel und kaufte niemals Hosen über Bundweite zweiundvierzig – und so hatte ich natürlich einen schrecklichen Überhang, schwer wie ein Wasserballon. Mom sprach niemals über mein Gewicht; sie kochte gern Eintöpfe, weil man die leicht im Voraus zubereiten konnte und sie herzlich schmeckten. Ihr machte es Spaß, sich nach meinen Freunden und meinen Freundinnen zu erkundigen. Bloß war ich 1990 ein 279 Pfund schwerer, 43 Jahre alter Vorarbeiter bei Goddard Toys, der den ganzen Tag damit verbrachte, zu kontrollieren, dass bei den »SEAL Sam«-Actionfiguren die Arme mit den Handflächen nach innen angesetzt wurden, und abends in der »Tick-Tap Lounge« saß und Bier trank und Sportfernsehen guckte. Ich hatte keine Freundinnen. Und eigentlich wohl auch keine Freunde. Was ich hatte, waren Trinkfreunde. Wir tranken viel, sozusagen auf freundschaftliche Weise.

Meine Mom hatte Bilder auf dem Klavier zu Hause in East Providence, Rhode Island. Von mir und Bethany hauptsächlich, aber auf einem war auch Moms Dad und auf einem andern Pop in seiner Air-Corps-Uniform. Bethany war zweiundzwanzig auf ihrem großen Foto. Sie posierte mit zum Gebet gefalteten Händen und schaute zu einer ihrer erstaunlichen Locken auf. Ihre hellen Augen glänzten irgendwie künstlich. Ich in meinem Rahmen stand da wie ein Stock. Meine Army-Uniform sah aus wie ein Sack, und ich hatte höchstens 125 Pfund an den Knochen. Ich aß damals nicht gern. Ich aß auch bei der Army nicht gern, aber später, als ich nach Hause kam und Bethany nicht mehr da war und ich in mein Apartment in der Nähe von Goddard zog, da hatte ich abends nicht besonders viel zu tun; also aß ich, und danach kam das Bier und die Soleier und natürlich die dicken Brezeln.



Meine Eltern stellten den Kombi vor die Hütte »Alice«, und ich half beim Beladen. Sie wollten am letzten Freitag unserer zwei Wochen nach East Providence zurückfahren, und ich wollte am Samstag abreisen. Auf diese Weise konnten sie dem Samstagsverkehr entgehen, der nach New Hampshire und Maine hinaufströmte. Ich konnte sauber machen und das gemietete Angelboot zurückbringen. Das war einer von diesen guten Plänen, die einfach einleuchten. Sogar Mom, die sich besorgt fragte, was ich denn essen würde, musste zugeben, dass es ein guter Plan war. Ich versprach ihr, mir ein schönes Sandwich und vielleicht eine Suppe zu machen. Was ich in Wirklichkeit ins Auge gefasst hatte, waren zwei Sixpack Bier und eine Tüte von diesen knusprigen bayrischen Brezeln. Vielleicht noch ein paar verschiedene Sorten Käse. Und weil ich das Rauchen auf vielleicht eine Packung pro Tag eingeschränkt hatte, würde ich eine Zigarette nach der anderen rauchen – zumindest genug, um die Mücken in Schach zu halten – und nachdenken. Männer mit einem gewissen Gewicht und gewissen Gewohnheiten denken zeitweilig mit einer Klarheit, die ebenso intensiv wie flüchtig ist.

Ich saß betrunken im Sonnenstuhl und redete mit mir selbst, als ein State Trooper seinen Streifenwagen neben meinem alten Buick parkte. Ein junger Schwarzer, sechs-, siebenundzwanzig Jahre alt, in der grauen Uniform der Highway-Polizei, maßgeschneidert und mit allen Drum und Dran. Ich drehte mich um und stand auf, als ich ihn kommen hörte.

»Toll, was?«

»Was?«, fragte er, und es klang wie eine Bass Drum.

Ich hatte mich an den Stuhl gelehnt, um das Gleichgewicht zu behalten, und der Stuhl wackelte unter meinem Gewicht und dem Klang seiner Stimme.

»Der See. Die Gegend.«

»Ich suche einen Smithson Ide.«

»Das wäre ich«, sagte ich, ein Betrunkener, der sich bemühte, nüchtern zu erscheinen.

»Wollen Sie sich nicht für einen Moment hinsetzen, Mr. Ide?«

»Ich bin nicht betrunken, Officer ... Trooper ... Es ist alles okay ... nicht ...«

»Mr. Ide, es hat einen Unfall gegeben, und Ihre Eltern sind schwer verletzt. Kurz vor Portland. Mr. Ide ist auf der Unfallstation für Schädeltrauma im Portland General, und Mrs. Ide liegt im Biddeford Hospital.«

»Meine Mom? Mein Pop?«, fragte ich blöde.

»Wenn Sie mitkommen wollen, kann ich Sie hinbringen.«

»Mein Wagen ...«

»Kommen Sie mit mir, und wir bringen Sie auch wieder zurück. Sie müssen sich keine Sorgen um Ihren Wagen machen.«

»Ich muss mir keine Sorgen machen. Okay. Gut.«

Ich zog mich um, saubere Shorts und ein T-Shirt. Der Trooper gab sich große Mühe, mich nicht anzusehen. Ich war froh, denn die Leute neigten dazu, sich schnell eine Meinung über mich zu bilden, wenn ich fett, betrunken und mit nikotingelben Fingern vor ihnen stand. Sogar vernünftige Leute reagieren da sofort. Fett. Betrunken. Rauchig-verbrannter Geruch.

Der Trooper, er hieß Alvin Anderson, machte eine Kaffeepause im Bake Shop in Bridgton und fuhr dann auf der Route 302 nach Portland hinein. Wir sprachen nicht viel.

»Ich bin Ihnen wirklich dankbar.«

»Ja, Sir.«

»Sieht nach Regen aus.«

»Keine Ahnung.«

Pop war schon eingeliefert worden, als Alvin mich bei der Notaufnahme aussteigen ließ.

»Fahren Sie mit dem Taxi rüber zum Biddeford Hospital, wenn Sie hier fertig sind. Ich komme dann später vorbei.«

Ich sah ihm nach, als er wegfuhr. Es war ungefähr fünf Uhr, und es fing an zu regnen. Meine Sandalen klatschten auf den blauen Fußboden, und ich sah mein fettes Spiegelbild, eingezwängt in Shorts und T-Shirt. Mein Gesicht war bläulich rot vom Bier. Die

Lady an der Information schickte mich zur Aufnahme, und dort schickte eine ältere Helferin mich zur Unfallstation im ersten Stock.

»Die Station heißt L.L. Bean«, erklärte sie. »Der Gauner hat's gehabt und hat's gestiftet. Das ist die ganze Geschichte.«

Ein Pfleger am Eingang der Station stellte mir ein paar Fragen, um sicherzugehen, dass dieser Idee wirklich meine Idee war.

»Männlicher Weißer?«

»Ja.«

»Siebzig?«

»Ich ...«

»Ungefähr siebzig?«

»Ja.«

»Künstliche Herzklappe?«

»Oh. Ja. Vor ungefähr zehn Jahren, wissen Sie ... Er war darüber richtig sauer, weil ...«

»Okay. Nehmen Sie diesen Ausweis, und stellen Sie sich an die blaue Linie. Dort wird die Schwester, die für Ihren Vater zuständig ist, Sie abholen. Drinnen sind dreißig Kabinen mit Glasfront. Meistens sind die Vorhänge zugezogen – aber manchmal nicht. Wenn die Schwester kommt, um Sie hereinzuholen, müssen Sie uns versprechen, in keine der Einheiten hineinzuschauen, nur in Ihre.«

»Das verspreche ich Ihnen«, erklärte ich feierlich.

Ich stellte mich an die blaue Linie und wartete. Ich war immer noch betrunken, und ich bereute jetzt, dass ich kein weites Sweatshirt und so was wie eine Jogginghose angezogen hatte, denn dicken Leuten ist durchaus bewusst, wie ihnen die Hose in die Arschfalte hochrutscht, und sie müssen dauernd vorne an ihrem T-Shirt zupfen, damit die kleinen Brüste sich nicht abzeichnen.

Die Schwester hieß Arleen, und sie war genauso rund wie ich. Sie trug eine ausgebeulte grüne OP-Hose und einen riesigen grünen Kittel, der überall Taschen hatte. Sie führte mich zu der Kabine, in der mein Pop war. Ich schaute in keine der anderen. Ich

hörte, wie ein Mann »O Gott, o Gott« sagte, immer wieder, und er weinte, aber sonst herrschte gedämpfte Stille, und wenn Ärzte und Schwestern eilig vorbeiliefen, klang es wie das Herbstlaub auf dem Boden, wenn die Kids durchlaufen. Ich war sehr betrunken.

Pop lag ausgestreckt auf einem hohen Stahlrohrbett. Über Kopf, Brust, Taille und Knöcheln spannten sich schwere Gurte. Ein zusammengefaltetes Laken bedeckte ihn vom Bauchnabel bis zu den Knien, aber davon abgesehen war er nackt. Ich weiß noch, als die Schwester die Tür schloss und mich allein ließ, dachte ich, dies sei das stillste Zimmer, in dem ich je gewesen war.

Ich hörte meinen Herzschlag im Kopf. Das Bett hatte einen Motor, der es sehr langsam kippte. So langsam eigentlich, dass es, obwohl es Pop hin und her bewegte, gar nicht aussah, als ob er sich überhaupt bewegte, aber er tat es. Ich suchte unter dem Bett nach dem Motor, aber ich fand ihn nicht.

Pop hatte Blutergüsse um die Augen und an der Nasenwurzel und ein Pflaster auf einem kleinen Loch in der Stirn, das sie, wie die Schwester mir gesagt hatte, hineingebohrt hatten, um irgendeinen Druck zu lindern. Pop prahlte immer damit, dass er nicht wüsste, wie Kopfschmerzen sich anfühlten, weil er nie welche hatte, und deshalb fand ich es merkwürdig, dass er dieses kleine Loch brauchte.

Ich legte die Hand auf seine. Das war ein bisschen albern, denn Pop pflegte nicht Händchen zu halten. Pop war ein Rückenklöpfer und Händeschüttler. Aber es schien ganz in Ordnung zu sein, meine Hand auf seine zu legen, und es fühlte sich seltsam und gut an. Später, als ich ein bisschen Zeit gehabt hatte, um drüber nachzudenken, nahm ich an, wenn solche schrecklichen Sachen passieren, hilft es einfach, wenn man viele Dinge findet, die sich gut anfühlen. Das müssen keine großen Sachen sein, eher so was wie das mit der Hand, oder Mom die Haare zu kämmen. Das addiert sich.

Ich war ungefähr zwanzig Minuten mit meinem Pop allein gewesen, als ein Arzt hereinkam. Er war ungefähr in meinem Alter,

aber gepflegt und nüchtern. Er hatte dichtes, rot-graues Haar, und aus irgendeinem Grund kämmte ich mir mit den Fingern meine eigenen schütterten, wirren Strähnen.

»Mr. Ide?«

»Ja, Sir. Danke.«

»Ich bin Dr. Hoffman.«

Wir gaben uns die Hand. Dann stellte er sich neben Pops Kopf.

»Ich habe dieses Loch hier gebohrt, um den Druck zu verringern.«

»Ich danke Ihnen sehr«, sagte ich aufrichtig.

»Er hat sich ziemlich gut gehalten, was?«, sagte er und leuchtete mit einer kleinen Taschenlampe abwechselnd in das eine und das andere Auge.

»Mein Pop ist viel zu Fuß gegangen und solche Sachen.«

Pop wiegte sich kaum merklich auf dem Bett nach links. Der Arzt hatte Recht. Pop hatte einen großartigen Körper, und er achtete routinemäßig darauf, dass es so blieb. Mom nahm manchmal ein bisschen zu und machte dann irgendeine Diät, um wieder abzunehmen, aber Pop war richtig stolz darauf, dass er sein altes Gewicht von 180 Pfund behielt, sein Spielgewicht.

»Wissen Sie, welches Blutverdünnungsmittel er für die Herzklappe genommen hat?«, fragte Dr. Hoffman.

»Nein. Tut mir Leid. Er war stinksauer – er war wütend wegen der Herzoperation. Er hat trainiert, und eines Tages hat dieser andere Arzt gesagt: ›Sie brauchen eine neue Klappe für Ihr Herz.‹ Aber es war wegen etwas, das er hatte, als er klein war, wissen Sie.«

»Gelenkrheuma.«

»Das war's. Ist es schlimm? Ist sie kaputtgegangen?«

War ich ein dicker Alkoholiker, der helfen wollte?

»Sein Herz ist in Ordnung, und ich glaube, unter normalen Umständen wäre der Zustand Ihres Vaters vielleicht gar nicht so schlecht, aber die Blutverdünner, die er nimmt, um den gerinnungsfreien Durchfluss durch die Herzkammern und natürlich durch die künstliche Herzklappe zu gewährleisten, haben zu hef-

tigen Blutungen im Schädelinneren geführt, als er mit dem Kopf gegen die Windschutzscheibe prallte.«

»Verstehe.« Wieder nickte ich blöde.

»Blut ist eine der toxischsten Substanzen, die wir kennen. Wenn es aus den alten Adern entkommt – tja ...«

»Das wusste ich nicht.«

»Gibt es noch jemanden in der unmittelbaren Verwandtschaft, mit dem ich sprechen muss?«

»Bethany, aber mit der können Sie nicht ... na ja, wohl nicht ... Mich, schätze ich.«

»Tja ...«

»Er sieht wirklich gut aus. Bloß diese Blutergüsse. Er macht auch Liegestütze. Geht. Lauter solche Sachen.«

»Wollen wir nicht Folgendes machen? Mal abwarten, was heute Nacht passiert, und dann sehe ich Sie morgen, und wir werden weitersehen.«

»Großartig, Doktor. Und danke. Vielen Dank.«

Ich verabschiedete mich von Pop, ging hinunter in die Eingangshalle des Krankenhauses und nahm mir ein Taxi, um zu Mom ins Krankenhaus nach Biddeford zu fahren. Es war ungefähr fünfzehn Minuten weit weg. Vier Zigaretten. Inzwischen war es ziemlich kalt. Normalerweise habe ich nichts gegen kalte Nächte, aber diesmal schon, und aus irgendeinem Grund taten mir die Haare weh.

Das Krankenhaus in Biddeford war neu. Es stand in einem kleinen Fichtenwäldchen und sah nett aus, nicht wie das Portland General, das überall so groß war, dass man wirklich nervös wurde. In Portland bekam man das Gefühl, dass etwas Schlimmes im Gange war. Wie es da roch. Wie man sich anhörte in diesen Korridoren mit all dem Betrieb. Wie die vielen Leute an den Reihen der Münztelefone standen und flüsterten. Im Biddeford Hospital war es anders. Im Empfangsbereich standen Pflanzen, und die Rentner, die als freiwillige Helfer hier arbeiteten, wirkten erfreut, einen zu sehen. Hier bekam man das gute Gefühl, dass bald alles wieder in Ordnung sein würde.

Mom lag auf der Unfallstation im zweiten Stock. Sie war klein, und die Wände waren – wiederum anders als in Portland – in einem hoffnungsvollen Himmelblau gestrichen. Portland war grün. Altes Grün. Der Empfang hatte oben angerufen und Bescheid gesagt, und vor dem Eingang zur Station erwartete mich ein hübsches schwarzes Mädchen. Sie trug die übliche grüne Hose, die sich über ihren Knöcheln bauschte, und Laufschuhe. Auf ihrer weißen Bluse waren lustige Gesichter.

»Hi«, rief sie mir entgegen.

»Hi«, sagte ich.

»Sind Sie Jans Sohn?«

»Ja. Ich bin Smithy Ide.«

»Ich bin Toni. Ich bin Krankenschwester. Kommen Sie.«

Sie sagte nicht, dass ich nicht in die Zimmer gucken dürfe, aber das brauchte sie auch nicht.

»Jan ist in Zimmer fünf. Sie hat ein Wasserbett, das sich hin und her neigt.«

»Das hat mein Vater auch.«

»Wie geht's ihm?«

»Na ja, er nimmt solche Blutverdünnungsmittel.«

»Ist Ihnen nicht kalt?«, fragte sie unterwegs.

»Bis vor kurzem war mir nicht kalt.«

Mom war erstaunlich winzig in diesem großen Bett. Es war zur anderen Seite geneigt, und ich ging außen herum, damit sie mich sehen konnte. Ihre Augen waren halb offen.

»Hi, Mom«, sagte ich sehr leise. »Ich bin jetzt hier, Mom.«

»Wir glauben nicht, dass Jan Sie hören kann. Sie hängt an einer starken Morphiuminfusion. Aber sicher sind wir nicht; vielleicht dringt manches doch durch. Sie können weiter mit ihr sprechen, wenn Sie wollen. Dr. Rosa ist Jans behandelnder Arzt, aber ich werde Sie kurz informieren, und Sie können sich vielleicht später mit Dr. Rosa in Verbindung setzen.«

»Danke«, sagte ich. »Vielen Dank.«

Ich zog das T-Shirt von meinen klebrigen Brüsten und schlug

mit einem Bein aus, um meine hochrutschende Unterhose zu lockern. Ich brauchte eine Zigarette und befangerte meine Winstons.

»Rauchen ist natürlich verboten«, sagte die hübsche Schwester.

»Oh, das weiß ich. Natürlich. Ist ja wichtig. Ich wollte bloß ...«

»Zunächst wollten wir Ihre beiden Eltern zusammen hier behalten, aber die Unfallstation für Schädeltrauma in Portland ist das Neueste vom Neuen, und ehrlich gesagt war uns nicht wohl dabei, Jan zu transportieren. Ihre Lunge ist zusammengefallen; deshalb beatmen wir sie künstlich. Später werden wir sie nach und nach von dem Apparat entwöhnen. Beide Hüften sind gebrochen, ebenso mehrere Rippen. Die Luftröhre gequetscht, die rechte Schulter ausgerenkt. Die gute Nachricht ist: keine Kopfverletzung.«

»Das ist großartig«, sagte ich.

»Dr. Rosa ist Jans Arzt.«

»Gut.«

»Ich bin vorn am Empfang, wenn Sie mich brauchen.«

Sowie sie draußen war, zog ich meine Shorts zurecht. Ich saß ungefähr zwanzig Minuten bei Mom, während sie hin und her gekippt wurde, und dann stand ich auf.

»Ich gehe jetzt, Mom. Ich fahre zurück zum Camp, packe den Kram zusammen, komme wieder her und suche mir was zum Wohnen. Ich bleibe nicht lange weg. Ruh dich aus.«

Ich wartete im Foyer auf Trooper Anderson, und nach einer Weile nahm ich an, dass er zu viel zu tun hatte. Also fuhr ich mit dem Taxi zurück nach Bridgton. Das kostete vierundsiebzig Dollar. Mein alter Buick war schon voll gepackt mit unseren Sommersachen. Klappstühle, Kühltaschen, Angelzeug und so weiter. Rasch machte ich die Hütte sauber, dann bezahlte ich Pops Freund, dem die Hütten gehörten, bat ihn, das gemietete Boot für mich abzugeben, und fuhr zurück nach Portland in der tiefsten Finsternis, die Maine je gesehen hatte.



Ich war der laufende Junge. So nannte mich unsere Nachbarin, Ethel Sunman. Ich flitzte von hier nach da wie eine Ente, auf die geschossen wurde. Schnurgerade und schnell.

1958 kaufte mein Pop mir ein neues, braunes Fahrrad mit Dreigangschaltung, ein Raleigh aus England, und ich wurde der Fahrrad fahrende Junge. Ich fuhr jeden Tag nach der Schule damit, und samstags unternahm ich meistens die weite Elf-Meilen-Fahrt nach Shad Factory in Seekonk, Massachusetts, dem nächsten County neben East Providence, Rhode Island. Sogar im Winter fuhr ich nach Shad, wenn die Straßen frei waren. Niemand fuhr je mit mir. Überhaupt fuhr niemand je nach Shad Factory – deshalb war es mein Lieblingsziel. Es gab da keine Häuser oder so was. Der Palmer River bildete auf seinem Weg zum Atlantik einen See oberhalb des Wasserfalls von Shad Factory. Dort und unterhalb des Wasserfalls konnte man unglaublich gut angeln. Flussbarsch und Hecht oberhalb der Fälle, Blauer Sonnenbarsch und Gabelwels in den Tümpeln unterhalb, die das herabstürzende Wasser gebildet hatte. Es sah aus wie ein perfektes Forellengewässer, aber es gab immer ein bisschen Salzwasser, nur ein kleines bisschen, das vom Meer her zurückströmte, und deshalb lebten hier nur die zäheren Fischarten, und sie veränderten sich in dem brackigen Wasser. Die Flussbarsche bekamen einen metallischen Glanz, und die Bäuche der Sonnenbarsche leuchteten in einem noch tieferen Orange. Ich angelte zu jeder Jahreszeit, solange das Wasser nicht zugefroren war. Im Winter nahm ich den schmalen Pfad über den Steg in die verfallene Fabrik. Früher stellten sie dort die Eisenreifen für Wagenräder her. Ich zündete ein Feuer an und schlug ein Tagescamp auf.

Als Bethany anfang, anderswo als zu Hause zu posieren – sie blieb dann fort, und Stunden vergingen, ohne dass sie aus der Schule oder von einer Freundin nach Hause kam, wie sie es gesagt hatte –, schwärmten wir aus und suchten nach ihr. Ich glaube, deshalb hat Pop mir das Raleigh geschenkt. Ich glaube, ich hatte ein ziemlich gutes amerikanisches Rad, aber es war nicht leicht und schnell, und meistens rannte ich einfach los. Sicher dachte Pop sich, auf einem guten Fahrrad wäre ich bei der Bethany-Suche einfach schneller.

Ein großer Teil der Bethany-Suchen sind in meinem Kopf miteinander verschmolzen, aber an ein paar kann ich mich deutlich erinnern. Das sind die, über die ich nachdenke oder mit mir selbst rede. Ich rede mit mir selbst, wenn ich ein paar Bier getrunken habe. Es hilft mir, alles irgendwie zu sortieren. Für einige Zeit jedenfalls. Dann sage ich vielleicht: »Herrgott, Bethany, jetzt komm, Mom und Pop regen sich furchtbar auf.« Das habe ich immer gesagt, wenn ich sie gefunden hatte. Dann sagte ich: »Komm, Bethany, steh hier nicht so rum. Zieh deine Jeans an und komm!«

Nun war meine Schwester ja nie unanständig oder verdorben oder so was, aber dieses Ding in ihrem Innern befahl ihr, sich auszuziehen – und dann tat sie es, oder sie redete laut, als ob sie jemandem antwortete. Es war komisch. Verrückt eigentlich. Mom und Pop gingen mit ihr zu so gut wie jedem Arzt, den es gab, aber nach dem Bradley Hospital erklärte Bethany, wenn sie sie noch einmal irgendwo hinbrächten, würde sie sich umbringen. Tat sie aber nicht. Mein Pop hatte keine besonders tief schürfende Art zu reden, aber ich erinnere mich, wie er einmal, als Bethany gerade von Winnie Prisco nach Hause gebracht worden war und wieder verkündet hatte, sie werde sich umbringen, mit Mom am Küchentisch saß, ihr den Arm um die Schultern legte und sagte: »Das Leben erwartet von manchen Leuten 'ne Menge mehr als von andern.« Dann packte er Bethany beim Arm, setzte sie in den Ford Kombi und fuhr sie zurück ins Bradley.

Ungefähr eine Woche später holten wir sie wieder nach Hause. Wir brauchten Bethany in unserem kleinen Haus. Es hat immer etwas Unerledigtes, wenn jemand, den du anbetest, krank ist. Ich kann das nicht erklären, aber Sie wissen, was ich meine. Die nächsten vier oder fünf Tage waren wundervoll. Dann kam sie wieder nicht nach Hause. Meine Eltern fuhren zur High School und fingen dort mit der Suche an. Pop hatte den Plan, von der Schule aus die Pawtucket Avenue rauf- und runterzufahren; die führte von Riverside Terrace bis zur Grenze nach Seekonk. Mein Plan war es, in unserer Gegend herumzufahren und »Bethany!« zu schreien. Ich fing gegen vier Uhr nachmittags mit der Suche an, und gegen sieben hörte ich sie unter dem Wasserturm in Kent Heights weinen. Ich weiß noch, es war März, und es hatte ein bisschen geschneit. Ich ließ das Raleigh fallen und rannte dahin, wo ich meine Schwester weinen hörte.

»Bethany?«

»Hook!«, rief sie, und sie kam angerannt und umarmte mich so fest, dass ich keine Luft bekam.

»Komm mit, ja? Mom und Pop sind schrecklich aufgeregt.«

»O, Hook!«, rief sie noch mal.

Sie nannte mich »Hook«, weil sie fand, ich stände nie gerade, ich sei krumm wie ein Haken und außerdem der dünnste Mensch, den sie je gesehen hätte. Ich aß nicht gern, und ich war ein Schnellläufer. Sie hatte Recht.

»Komm.«

»Ich hab alle meine Kleider ausgezogen. Ich bin ein Monster«, sagte sie schniefend. Bethany sah so wunderschöntraurig aus, wenn sie weinte. Wenn sie nicht weinte, war sie hübsch.

»Nein, hast du nicht, Bethany. Du hast alle deine Kleider an.«

Bethany liebte Schottenröcke. Sie hatte einen schwarz-grün karierten an. Ich erinnere mich an ihre Kleider. Sie wusste besser als jeder andere, was zu ihr passte und trug immer genau das Richtige. Sie war ein Mädchen, das in Faltenröcke und Schottenkaros gehörte.

»Nach der Schule wollte ich mit Pat Sousa nach Hause fahren, und ich war drüben bei ihrem Auto. Da waren viele andere Kids, und alle waren nett, und Bobby Richardson hatte einen neuen Vespa-Motorroller von seinem Vater, und er ließ alle mitfahren, und ... o Hook, da hat es zu mir gesagt, ich soll alle meine Kleider ausziehen. Es wäre gut, hat es gesagt.«

»Ich hasse diese Stimme!«, schrie ich.

»Da habe ich mich ausgezogen. Alle meine Sachen.«

»Hat dir jemand weh getan?«

»O Hook.«

»Komm, Bethany.«

»Pat ist einfach weggefahren. Alle haben gelacht. Haben mich ausgelacht und mich gekniffen ...«

»Es ist alles gut, Bethany. Komm.«

»Alle haben gelacht ...«

Das ist noch etwas an der Liebe, woran ich mich erinnere. Es ist gut und schlecht, aber manchmal, wenn man jemanden so sehr liebt, kann man einfach nicht vergessen, wie er ist, wenn er verletzt ist. Wenn Bethany verletzt war, wenn sie weinte und sich schlug, dann war das vermutlich irgendwie vollständig. Die ganze Verletzung. Als ich in Thailand ins Krankenhaus gebracht wurde, bevor ich ins Fitzsimmons in Denver geflogen wurde, habe ich manches gesehen. Aber nie habe ich etwas gesehen, das so vollständig war wie Bethanys Traurigkeit.

»Das bist nicht du, Bethany.«

»Gekniffen und ...«

»Komm.«

Sie nahm meine Hand, und zusammen kamen wir unter dem grauen Wasserturm hervor und gingen zu meinem Fahrrad, das auf dem Boden lag. Es war ein bisschen Schnee dran, und die Lichter von Kent Heights sahen hübsch und sauber aus.

»Du kannst mit dem Rad fahren, Bethany. Ich laufe neben dir her.«

»Du bist ein Läufer, Smithy.«

»Wahrscheinlich.«

»Hör nie auf zu laufen.«

»Werde ich nicht.«

»Wirst du doch. Ich weiß es.«

Sie wusste es, und ich habe aufgehört.

Ich stieg im Tidal Motel ab, ungefähr auf halber Strecke zwischen dem Portland General und Biddeford. Goddard gab mir unbezahlten Urlaub und betraute jemand anderen mit der Qualitätskontrolle der »SEAL Sam«-Arme. Am Abend, als ich von Bridgton ins Tidal gekommen war, rief ich in beiden Krankenhäusern an und hinterließ meine Telefonnummer. Es war gegen zwei Uhr morgens. Ich trank ein paar Bier und ein paar Wodka, rauchte ein paar Zigaretten und machte mir eine Liste, wie Mom es immer tat, denn ich wollte sicher sein, dass irgendwie alles okay war.

1. Bea Mulvey anrufen, damit sie die Post nimmt. (Bea war schon seit ewigen Zeiten unsere Nachbarin.)
2. Mr. Lowrey bei Goddard anrufen. (Er war mein Vorgesetzter.)
3. Tante Paula und Onkel Count anrufen. (Moms Schwester und ihr Mann.)
4. Die Grace Church anrufen. (Ihre Kirche.) (Das hätte Mom getan.)

Ich machte mir noch einen Wodka mit Orangensaft und ging schlafen. Ich träumte, ich hätte gerade etwas Wunderbares getan – es war nicht klar, was –, und ein Mädchen, das ich auf der High School gemocht hatte, rief mich dauernd an, weil sie in mich verliebt war. Bethany war perfekt in meinem Traum; sie sagte: »Smithson, ich glaube, da ist Mags am Telefon.« Mein Pop sagte dann: »Ka-waaamm.« In meinem Traum rühre ich Mags niemals an, sondern lasse mir von ihr sagen, wie wundervoll ich bin. Ich hatte diesen Traum seitdem schon oft.

Krankenhäuser sind hart. Eigentlich ist alles hart, aber Krankenhäuser haben etwas besonders Steiniges an sich. An die, in de-



Ron McLarty

**Die unglaubliche Reise des Smithy Ide**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-46558-3

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2008

Er hat alles verloren. Er bricht auf zu einer Reise quer über den Kontinent. Und findet am Ende sich selbst – und die wahre Liebe.

Smithy Ide verliert mit einem Schlag alles, woran sein Herz hängt: Seine Eltern verunglücken tödlich, und fast gleichzeitig stirbt seine Schwester in Los Angeles. Um sie ein letztes Mal zu sehen, setzt sich Smithy auf sein altes, klappriges Fahrrad und fährt los: von Rhode Island nach L.A. – quer durch Amerika. Er ahnt es selbst noch nicht, aber diese Reise wird das große Abenteuer seines Lebens.